

Der Wanderer im Riesengebirge. Organ des Riesengebirgs-Vereins.



Zeitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Postcheckkonto des Hauptvorstandes des R.-G.-V.: Breslau Nr. 13 152.

Nr. 9.

Erscheint in monatlichen Nummern.

38. Jahrg.

Tausende Nr. 431.

Hirschberg, den 1. September 1918.

Band XV.

- | | | |
|--|--|---|
| <p>1. Prof. Dr. Rosenberg, Geh. Studienrat (Hirschberg): Der Kynast und seine Kunigunde. (Schluß)</p> <p>2. Dreblow, Studienrat (Goldberg): Die Goldberger Eishöhle.</p> <p>3. Dr. Herbert Gruhn (Breslau): Riesengebirgsreise des Breslauer Astronomen Anton Lorenz Junantz im September 1791.</p> <p>4. Mende, Beigeordneter (Schmiedeberg): Aus vergangenen Zeiten.</p> | <p>5. Heinrich Schubert (Schweidnitz): Der Perlenname Baumer.</p> <p>6. Crüger (Wingendorf): Beobachtungen bei meiner jüngsten Riesengebirgswanderung vom 25—27. Juli.</p> <p>7. Der deutsche Gebirgsverein für das Felschen- und Isergebirge.</p> <p>8. Dr. Uderstadt (Berlin): Vier Jahre Krieg.</p> <p>9. Zum Brande der neuen Iserbaude.</p> | <p>10. Dr. Baer (Hirschberg): Der kleine Feld in Gefahr.</p> <p>11. W. Kaffner (Clucy-le-Château): Der weite Weg.</p> <p>12. Rich. Senff (Potsdam): Die Hatzgewinnung unter dem Einfluß des Krieges.</p> <p>13. Liffel, Landgerichtsrat (Ob.-Felschen): Anfrage.</p> <p>14. Anzeigenteil.</p> |
|--|--|---|

Der Kynast und seine Kunigunde.

Von Dr. Rosenberg, Geh. Studienrat, Hirschberg i. Schl.
(Schluß.)

Die ausführlichste Darstellung der Sage fand ich in dem „Taschenbuch für Freunde des Riesengebirges“ (Hirschberg bei Fuchs, wahrscheinlich, wie die beigelegte Karte, aus dem Jahre 1799). Wollte ich sie in derselben Ausführlichkeit wiedergeben, würde ich die Geduld meiner Leser auf eine harte Probe stellen. Als Kern der Sage ist wohl nur folgendes anzusehen: Einst lebte auf der mächtigen Burg als Herrin ein Fräulein Kunigunde, welche ihre Verheiratung von einem Ritt auf der schmalen Burgmauer abhängig machte und dadurch so manchen Ritter zu einem entsetzlichen Tode durch Absturz in den Grund führte. Erst einem Landgrafen von Thüringen, der nur mit einem Knappen erschienen war, gelang das für unmöglich Gehaltene. Als ihm nun aber die Jungfrau liebevoll entgegentrat, um sich und ihr Gut ihm darzureichen, erklärt der Erkorene nicht ohne Hohn, ein solches Geschenk nicht annehmen zu können, da er bereits „verheiratet“ sei. — Es gab aber schon viele Varianten dieser Sage.

Bei dem einen Bearbeiter z. B. läßt wilder, hartherziger Sinn und Unweiblichkeit allein Kunigunde eine so tödliche Bedingung stellen, bei dem andern hat der Umstand, daß ihr eigener Vater von der jähen Mauer herabgestürzt war, sie auf den Gedanken einer so eigenartigen Rache gebracht; bei dem einen ist der Sieger zugleich ein Minnesänger und Lautenspieler, während ein anderer Bearbeiter der Sage ihn allein durch seine stolze Erscheinung das Herz des Fräuleins rühren läßt. Ein Bearbeiter kennt sogar den Namen des Knappen, weiß von seiner Freundschaft mit dem Landgrafen und deren Grund zu berichten und von einem glücklichen Ausgang des Ganzen zu melden, da Kunigunde schließlich statt des Herrn den Knappen mit ihrer Liebe beglückt. Und wollte ich nun erst gar berichten, wie moderne Dichter, z. B. der erst kürzlich verstorbene Gsellhosen, die Sage geändert, um den Reiz der Neuheit und psychologische Entwicklung zu erreichen, so käme ein kleiner Kunigunden-Roman heraus, an dem niemand etwas gelegen sein würde. Halten wir nur als die Hauptsache vorläufig fest: die jungfräuliche Herrin vom Kynast wehrte

sich der Ehe, indem sie sie an den für unmöglich geltenden Umritt um die Mauer knüpfte. Habe ich nicht dadurch schon zu viel verraten? Nicht eine Lösung der Sage, eine natürliche Erklärung jedem vorgelegt? Denn daß dies alles wahr gewesen sei, daß wirklich ein Ritter dieses Wagnis ausgeführt habe, hat natürlich auch früher schon niemand geglaubt. Es lernte jeder die eigenartige „Burgsage“, um sie nach seiner Phantasie zu modeln und zurechtzulegen. Wie ist nun dieser Kern entstanden? Ist er bodenständig? Oder ist er von auswärts hierher übertragen? Das letztere wird richtig sein, aber das erstere nicht falsch. Nicht weit vom Kynast, in Herischdorf gibt es ein Steingebilde, das nennen die Umwohner: „Der Mönch und die Nonne“. Bei Schwarzbach heißt ein bekannter Stein: „Kä' und Brot“. Und wenn man weiter fragt, so hört man ganze Legenden, die aus Steinen, ihrer Form und der Lust am Fabulieren entstanden sind. Die Festung Kynast glich in ihrem felsenhaften, jede Vegetation ausschließenden Aufbau einer felsenharten Jungfrau, die keine Eroberung dulden will, sondern in einsamer Größe weiter thronen möchte in dem Dickicht des Waldes. Ist die Veranschaulichung einer für uneinnehmbar geltenden Festung durch das Bild einer spröden Jungfrau schon an und für sich ganz gewöhnlich, ja fast in den Sprachgebrauch aufgenommen, so werden wir beim Kynast geradezu darauf geführt durch das, was Sischer, der Verfasser jener oben angeführten Sage (1799) über die Burg sagt: „Sie also ist eine Jungfrau, der nie ein Heiratsantrag geschehen ist; . . . doch tat man sich auf diese Tugend der Diana und Minerva so viel zugute, daß man in älteren Zeiten jeden besuchenden Fremden der jungfräulichen Festung der steinernen Säule im Hofe mit dem Halseisen anvermählte, wahrscheinlich ohne Rücksicht, ob er schon verheiratet war oder nicht.“ Darum singt auch der schlesische Dichter Sechner:

Haec est virgineo fundata columna decori
In petra; id meruit nobile virgo decus. etc.

Also ist die eigentliche Sage aus dem Felsen herausgeboren; Kunigunde ist der personifizierte Kynast. Aber die Ausgestaltung der Sage? Der Thüringische Graf oder Herr! Die Art der Abweisung! Ich brauche nur an den „Handschuh“ von Schiller zu erinnern, um von vornherein wahrscheinlich zu machen, daß wir es in der ausgestalteten Kynastsage mit der Einkleidung eines alten, längst bekannten, damals besonders beliebten Stoffes zu tun haben. Wie Langbein den Stoff zum Handschuh „Liebesprobe“ benannte, so hat auch Konrektor Sischer unsere Kynastgeschichte die „Liebesprobe“ benannt. Dort beliebt es einer Ritterdame, ihren Ritter diese unter Bestien bestehen zu lassen:

Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf.

Hier verlangt Kunigunde eher noch etwas Schlimmeres von ihrem Ritter, wenn sie ihn gewissermaßen dem Abgrunde weiht. Auch dort ist der Ausgang ein trauriger und nur zu sehr verdienter, obwohl es auch bei jener Sage nicht an Bearbeitern gefehlt

haben soll, die einen glücklichen Ausgang vorzogen. Denn der Ritter spricht:

Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!
Und verläßt sie zur selbigen Stunde.

In beiden Gedichten haben wir ferner Frauen, welche in der Übertreibung einer damals üblichen Liebesprobe ihren Mangel an echter Liebe und ihre Unmenschlichkeit zeigen. In beiden endlich wird der Geliebte nicht in einen Kampf mit Menschen getrieben, nein, hier in den Kampf mit der Natur, dort mit Bestien, in beiden sind die Ritter bereit, ihren Mut zu bezeugen, aber auch ihr Herz zu bezwingen und ihrem Edelsinn einen energischen Ausdruck zu geben. Ist es nicht auch seltsam, daß in beiden Gedichten eine Kunigunde bestraft wird? Nun hat Schiller den „Handschuh“ im Jahre 1798 — fast in demselben Jahre, in welchem Sischer das Taschenbuch herausgab — erscheinen lassen, und dabei nachweislich eine Anekdote aus dem *essai sur Paris* von S. Foix (1766) benutzt. Wir wissen aber ferner, daß die ganze Erzählung spanischen Ursprungs ist und zu verschiedenen Zeiten verschiedenartige Behandlung erfahren hat, daß eine ähnliche Romanze sogar noch von Heinrich Heine aus dem Spanischen übertragen worden ist. So war also der Stoff ausreichend in der gelehrten Welt damals bekannt, und wenn Konrektor Sischer aus Hirschberg der Verfasser war, was einst mein Freund Prof. Dr. Scholz (†) im Anschluß an meine Arbeit im „Wanderer i. R.“ (1895, Nr. 14) in den „Grenzboten“ (1900) vermutete, dann hat er eben nur das anderweitig Bekannte an die hier herrschende Lokalsage, an das im Empfinden des Volkes Lebende angeschlossen, manches Fremde hier lokalisiert. Das scheint um so wahrscheinlicher, als Naso und alle anderen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts vor Sischer jene „Kunigunde“ gar nicht kennen. Nun will aber Sischer eine „Chronik“ benutzt haben, und auch von Frau Jeanette Lazaouis, die in einer Reisebeschreibung Kunégné de Kienast behandelte, erfahren wir, daß sie eine alte Chronik der Burg Kynast benutzte und die Kunigundengeschichte ins 16. Jahrhundert verlegte. Und das ist an und für sich auch nicht unmöglich. Es gibt in der Sage gewisse Momente, die nicht Gebilde der Phantasie zu sein scheinen. Warum ist der Held ein thüringischer Landgraf? Warum muß er mit einer „Kaisertochter“ verheiratet sein? Warum nennen spätere Bearbeiter der Sage, als Sischer, diese Kaisertochter gar mit Namen? Und zwar Margarete, Tochter des Hohenstaufen Friedrich II.? In diesem Wirrnis, in das gewiß noch eine junge, frische Kraft oder ein alter Lokalforscher, wie es der weithin bekannte Archivar Prof. Dr. Nentwig, der eigentliche „Burgwart“ des Kynast, ist, Licht bringen wird, sehen wir vorläufig nur soviel: Das Geschlecht der Schaffgotische hat viele Beziehungen zu Thüringen gehabt: Kaiser Karl IV. soll bei der Belagerung von Erfurt Gotsche Schos die Feste Kynast geschenkt haben. Die Sage weiß zu erzählen, daß Herzog Bosko II. seine Nichte Agnes, die später die Gemahlin des Kaisers Karl IV. geworden sei, zur Erbin des Kynast einsetzte.

Thüringen überhaupt bietet Verhältnisse dar, die eine gewisse Beziehung haben könnten. In der Familie des Landgrafen Adalbert des Unartigen und seiner kaiserlichen Gemahlin Margarete waltete Kunigunde von Eisenberg als böser Geist. — Auch ist die Burgsage von Lohra in Thüringen eine sehr ähnliche, wenn dort der Unhold auch Adelheid heißt. — Darum steht für mich fest, daß Sicher nicht der Verfasser der Sage ist, sondern diese mit den thüringischen und hiesigen Schicksalen der Schaffgotsche verquidete, schon vorhand. Nur die Ausgestaltung ist sein Verdienst — war sie doch eine solche, daß sie für die meisten späteren Erzählungen, auch die von Theodor Körner, die Unterlage bildete. Es ist auch wirklich an und für sich wahrscheinlich, daß er eine alte, vorläufig für uns verlorene Chronik benutzte. Diese Sage aber hätte sich nie gebildet, nie gehalten, wäre nie volkstümlich geworden, wenn sie nicht in den Rahmen der Landschaft gepaßt hätte, wenn nicht das Volk schon längst in seiner übertreibenden Art von einer „Hölle“ gesprochen und dieses kunstvoll benutzte Naturwunder der Felsenburg mit den schwierig zu passierenden Mauern mit seiner Phantasie lebendig gemacht hätte. So hat sich die Kunigundensage gewissermaßen ihr Bürgerrecht erworben und „ist untrennbar mit den Ruinen der Burg verknüpft. Auch von ihr gilt das Dichterwort: Das Jahr übt eine heilende Kraft.“

Dreblow, Studienrat (Goldberg): Die Goldberger Eishöhle. Als Naturmerkwürdigkeit der Goldberger Gegend wird auch eine kleine Eishöhle erwähnt, die sich südlich von Goldberg bei Polnisch-Hundorf befinden soll. Fragt man aber einmal jemanden, wo sie liegt oder ob er schon dagewesen sei, so gerät er in Verlegenheit, kennt alles nur vom Hörensagen und muß letzten Endes zugeben, daß er etwas Sichereres darüber überhaupt nicht weiß. In neuerer Zeit ist diese Höhle sorgfältiger untersucht worden, und das Ergebnis ist folgendes. Die „Eishöhle“ liegt an der Westlehne des Kahlen Berges, der im Volksmunde „Kammrich“ genannt wird. Am sichersten erreicht man sie von der Bahnstation Neutirch a. K. aus, indem man über die Bahn oberhalb der Haltestelle den rot gekennzeichneten Weg nach Polnisch-Hundorf einschlägt. Auf der Höhe vor diesem Dorfe erblickt man die gewaltige Masse des Kahlen Berges vor sich, der nach Westen und Süden steil zum Wilsbachtale abfällt. Die Westseite zeigt mehrere deutlich erkennbare Basalthalben und unterhalb der südlichsten, an der Stelle, wo der Berg nach Osten umzubiegen beginnt, eine von Bäumen umrahmte Wiese, die noch am Abhange des Berges liegt. In dieser südlichsten Halbe liegt die „Eishöhle“. Auf dem Wege weiter durch Polnisch-Hundorf wandernd, kreuzt man die Kunststraße Goldberger-Schönau und folgt dem Wege nach Konradswaldau. Bis zu dieser Kreuzungsstelle kann man auf schattigen Waldwegen mit schöner Aussicht auch gelangen, wenn man vom Bahnhof Neutirch aus talaufwärts dem Wege an der Kahbach folgt und den durch ein Gehöft führenden grün bezeichneten Weg über den „Steinernen Tisch“ nach Hermannswaldau einschlägt. Von Hermannswaldau aus geht es die Kunststraße nach Goldberg bergab bis zu der vorerwähnten Kreuzungsstelle. Diese Kreuzungsstelle ist auf dem zuerst (erwähnten) beschriebenen Wege in $\frac{3}{4}$ Stunden, dem zweiten in $1\frac{1}{4}$ Stunden erreichbar. Der Weg nach Konradswaldau zieht über einen kleinen Hügelrücken durch Wald in das Tal des Wilsbaches und biegt auf der Talweise plötzlich scharf nach rechts um. An diesem Knick verlässe man den breiten Fahrweg und verfolge halblinks einen schmalen, etwa 2 m tief eingeschnittenen Weg quer über die Wiese, und nach etwa 50 m überschreitet man auf einem recht wadeligen Stege den Wilsbach. Die Gegend ist prächtig und kann sich durchaus mit dem messen, was uns das Gebirge in größerem Maßstabe

bietet. Steil steht der gewaltige Klotz des 444 m hohen Kammrichs vor uns, von allen Seiten steile Höhen, nur nach Westen öffnet sich das Wilsbachtal der Kahbach zu. Nach Überschreiten des Baches steigt der Weg langsam am Abhange hoch, und in etwa $\frac{1}{4}$ Std. ist man bei der vorhin erwähnten Wiese angelangt, jenseits der auch die Basalthalbe erkennbar ist. Diese Wiese überschreite oder besser umgehe man nach der Basalthalbe zu und man ist am Ziel. Wandert man auf verschlungenen, 3. T. verwachsenen Waldwegen in derselben Richtung nach Norden weiter, so gelangt man auf den aus Sandstein bestehenden Nordrand des Wilsbachtals und kann über Wolfsdorf oder Steinmühle nach Goldberg weitergehen. Wer aber nach dieser Beschreibung sein Ziel (den Weg) nicht gefunden hat, tröste sich, er hat einige Stunden in größter Einsamkeit in einer Gegend zugebracht, die zu dem Schönsten gehört, was Goldbergs Umgegend zu bieten vermag. Wenn in dem Besonderen Führer durch das Bober-Kahbach-Gebirge gesagt wird, es seien Führer zur Eishöhle in dem Polnisch-Hundorfer Gasthause erhältlich, so ist das wenig wahrscheinlich, die meisten Polnisch-Hundorfer kennen ihre Eishöhle nur vom Hörensagen. Auch von Goldberg aus kann man die Wanderung beginnen, nur ist dann das Zurechtfinden bedeutend schwieriger, selbst für solche, welche mit der Ortschaft genauer vertraut sind. Ist man bei der Eishöhle angelangt, so wird man zunächst sicher enttäuscht sein, von einer „Höhle“ kann gar keine Rede sein. Man sieht etwa 10 m vom Wege ein trichterförmiges Loch von etwa 2 m Tiefe und ebenso großem Durchmesser, aus dem die Steine herausgehoben sind. Nähert man sich der Höhle, so spürt man bei günstiger Windrichtung deutlich eine kalte Luftströmung, die aus der Lochgegend kommt. Die kalte Luft strömt (zwischen) aus den Spalten, zwischen den Steinen überall heraus, besonders stark aber aus einer Öffnung in der Tiefe des Loches, die nach dem Berge zu gelegen ist und etwa 25 m im Geviert beträgt. Ein in diese Öffnung hineingestecktes Thermometer zeigte bei einer Außentemperatur von 21° nur — 1,8°! Diese Temperatur mit geringen Schwankungen wurde auch bei früheren Untersuchungen festgestellt. Das ausströmende Gas scheint Luft zu sein, wie durch Verbrennungsversuche festgestellt wurde, und besaß eine Ausströmungsgeschwindigkeit von etwa $\frac{1}{2}$ m in der Sekunde. Südlich von dieser Höhle, in etwa 10 m Abstand und dicht am Wege, findet sich eine zweite kleinere Höhle, bei der die gleichen Erscheinungen beobachtet werden konnten. Am Fuße des Berges ergießen zwei kleine Rinnale oder Quellen ihr Wasser auf eine am Wilsbach gelegene Wiese. Beide sind ungefähr gleichlaufend und haben einen Abstand von etwa 20 m. Bei der Temperatur wurde gemessen; bei einer Außentemperatur von 20° zeigte die westliche 14°, während die östliche nur 4° besaß! Es scheint, also ein enger Zusammenhang zu bestehen zwischen der „Eishöhle“ und der sogenannten „Kalten Quelle“, die von Waldarbeitern zum Kühlen ihrer Getränke benutzt wird. Eine Erklärung für diese merkwürdige Naturerscheinung zu geben, ist nicht möglich, so lange nicht weitergehende umfangreiche Grabungen vorgenommen werden. Wer für diese Angelegenheit Interesse besitzt, möge sich an den Goldberger Riesengebirgsverein wenden.

Dr. Herbert Gruhn (Breslau): Riesengebirgsreise des Breslauer Astronomen Anton Lorenz Jungnitz im September 1791. Anton Lorenz Jungnitz, eine der prägnantesten Erscheinungen unter den schlesischen Gelehrten um die Wende des 18. Jahrhunderts, wurde am 9. August 1764 in Hermannsdorf bei Jauer geboren. Während der Schulzeit auf dem Jesuitengymnasium in Liegnitz zeigte er, daß er die Anlagen zu einem bedeutenden Manne in sich trug. 1782 bezog er die Breslauer Leopoldina und ließ sich in der philosophischen Fakultät immatrikulieren. Als Magister der Philosophie schloß er 1785 seine philosophischen Studien ab und trat in das königliche katholische Schulinstitut ein, welches die in Schlesien an der Universität und den Gymnasien unterrichtenden Jesuiten und Kandidaten des Weltpriesterstandes umfaßte. Nunmehr studierte Jungnitz Theologie und empfing 1787 die Priesterweihe. Danach widmete er sich den Wissenschaften in denen er durch seine Gaben außerordentliches leisten sollte, der Mathematik, Physik und vor allem der Astronomie, welcher an der Leopoldina der Universitätsrektor Anton Beinhauer und der Direktor des Schulinstituts Anton Zephalid eine Pflegstätte bereiteten. Diese beiden Männer veranlaßten die Gründung einer Sternwarte, deren Einrichtung Jungnitz

übertragen wurde. Um die hierzu nötigen praktischen Kenntnisse zu erwerben, begab sich Jungnitz 1788 nach Wien zu dem Astronomen Maximilian Hell, der zahlreiche Sternwarten eingerichtet hatte und als Koryphäe in der Astronomie galt. 1791 kehrte Jungnitz nach Breslau zurück und ging an die Ausföhrung der ihm übertragenen Arbeit, die ein Jahr in Anspruch nahm. Gleichzeitig las er an der Leopoldina Geschichte der Philosophie, höhere Mathematik und Astronomie und erhielt 1793 die Professur für Physik und Geschichte der Philosophie¹⁾. Der vielseitige junge Gelehrte, dessen ganze Neigung und Liebe der Astronomie gehörte, lebte nicht weltfremd zwischen seinen Büchern. Jeder Spekulation, allen leeren Behauptungen und Hypothesen abhold, verließ er sich nur auf sichere Erfahrung und exakt-kritisches Erkennen. Durch Instrument, Experiment und Berechnung schöpfte er seine Kenntnisse aus der Wirklichkeit und unternahm Reisen in die Provinz, besonders ins Gebirge. Über seine erste wissenschaftliche Exkursion unterrichtet ein in seinem Nachlaß befindliches Schreiben²⁾ an den Kreisphysikus Dr. Kausch³⁾ in Militsch, den Verfasser von „Ausführliche Nachrichten über Schlesien“. Die einleitenden Bemerkungen dieses Briefes sind kennzeichnend für eine Gelehrtenpersönlichkeit, die bei der Betrachtung der Natur ein gemüthliches Erleben, das Anknüpfen einer seelischen Beziehung nach Möglichkeit vermeidet und nur mit dem analysierenden Verstand des Forschers arbeitet, welcher den Gesetzen der Natur nachspürt. Jungnitz äußert, er habe, in der Absicht, mit einer näheren Kenntnis Schlesiens in physikalischer Hinsicht den Anfang zu machen, sein Augenmerk bei der Reise nur auf die Dinge gerichtet, welche mit seinen Lieblingswissenschaften in nächster Verbindung standen. Auf moralische Betrachtungen habe er um so lieber verzichtet, da man sie in allen wahrlich nicht sparsamen Reisebeschreibungen hundertweise antreffen kann, und nichts einseitiger ist, als Charakterisierung von Menschenlassen, unter denen man etwa zweien Tage oder Stunden gelebt hat. Da muß man freilich Dinge sagen, welche die Einwohner tausendmal besser wissen oder wohl gar beiläufigswert finden. Auch dürfe man in seiner Reisebeschreibung kein eigentliches Gemälde von herrlichen Gegenden, von entzückenden Naturscenen, durch welche Schlesien und sonderlich das Gebirge mit jedem andern Lande gewiß vorteilhaft wetteifern kann, erwarten. Er sei zu wenig ästhetischer „Seifenbläser“, um mit der Wiedergabe seiner „Wonnegefühle, wie sie der reisende Lord bis zum Handwerksburschen herunter aus Erfahrung kennt“, den Leser zu langweilen. Hinsichtlich des wissenschaftlichen Ertrages habe sein vierwöchentliches Bergersteigen und Schachtbefahren keine Theorie der Erde gezeitigt, wie man sie in jeder Reisebeschreibung, in jedem Wochenblatt antreffen könne. Mit feiner Ironie legt Jungnitz dar, wie jeder Versuch, den Mechanismus der Natur, das Werden der Schöpfung, Charakter, Alter und Krankheit der Natur zu bestimmen“, mäßig sei. „Die Zeit der Welttheorien dieser Art ist für uns noch nicht gekommen, so lange das Blatt, auf dem wir kriechen, für uns fast noch eine Welt ist, und Beobachtungen der Erscheinungen werden für uns wohl das dienlichste bleiben, so lange wir von der Natur der inneren Kräfte und den Combinationen ins Große so viel wissen, als vom Mann im Monde.“ Zur Beobachtung der Erscheinungen verfaß sich Jungnitz mit mannigfachen Instrumenten, von denen das wichtigste ein Reisequadrat von 14 Zoll im Halbmesser mit Busssole, Azimutalebene, Wasserwaage und Nivometern zu Nivellements, geodätischen und astronomischen Vermessungen war. Die Bestimmung der geographischen Breite und geometrischen Lage der wichtigsten Standpunkte auf dem Reisewege sollte die Hauptaufgabe des Gelehrten sein, der damit das Material zu einer vollkommenen Karte von Schlesien liefern wollte. Außerdem beabsichtigte Jungnitz die Höhen der merkwürdigsten

Berge geometrisch und barometrisch zu messen und verfaß sich deshalb mit zwei Reisebarometern, Thermometern und einem Manometer, sowie zur Reserve mit gereinigtem Quecksilber und Glasröhren. (Fortsetzung folgt.)

M e n d e, Beigeordneter (Schmiedeberg): Aus vergangenen Zeiten. Ich denke, es ist an der Zeit über mancherlei, was ich bei meinen Lebzeiten in meinem Heimatsorte Lomniz sah, erlebte und erzählen hörte; zu berichten, denn meine Tage sind wohl gezählt und der letzte wird kommen, da ich es am wenigsten glaube. Sind es auch keine große und wichtige Begebenheiten und Ereignisse, die ich mitteilen will, so wird wohl aber doch manches dabei sein, was nicht allgemein bekannt ist, und doch bei denen, die nach uns kommen werden, mancherlei Interesse erwecken dürfte; schade wäre es also, wenn es ins Vergessen geriete.

Die Kosaten-Eiche bei Erdmannsdorf.

Wenn man von der Nagelschmiede bei Erdmannsdorf die sogenannte „Königsstraße“ weitergeht, so gelangt man nach etwa weiteren funfshundert Schritten zu einer links vom Wege, frei auf einer Wiese stehenden, sehr alten, mächtigen Eiche, die ihre Kronenäste in weitem Umfange ausbreitet. Diese Eiche hieß früher allgemein die „Kosateneneiche“. Wie sie zu diesem Namen gekommen, habe ich von dem nun schon längst verstorbenen Bauergutsbesitzer Seige in Lomniz wie folgt erzählen hören: „Im Jahre 1813 kam nach der Kabbachschlacht (26./8.) auch ein starker Trupp Russen in unsere Gegend. Die Infanterie und die Artillerie lagerten auf den sogenannten „Hammerfeldern“ bei Schmiedeberg und die Kosaten hatten ihr Biwat auf der großen „Hundshöhe“, das ist das Aderstüd auf dem westlichen Abhänge des Ameisenberges bei Erdmannsdorf aufgeschlagen. Das Kosatenbiwat bildete einen großen Anziehungspunkt für die Bewohner der Umgegend, und auch mein Vater nahm mich — ich war ein dreizehn Jahr alter Junge — und meinen älteren Bruder, eines Tages von Södrich aus mit dorthin, um die „wilden Kerle“, von denen so viel erzählt wurde, mit eigenen Augen zu schauen. Als wir dort ankamen, standen schon viele Leute bei der Eiche, und sahen zu, wie die Kosaten auf ihren kleinen struppigen Pferdchen, bald im Schritt, bald im Trab, im weiten Kreise um die Eiche ritten, ähnlich wie in einem Zirkus. Andere Kosaten warfen aus Weidenruten geformte Reifen in die Luft, welche die Reiter mit ihren Lanzen aufzufangen suchten, was ihnen selten mißlang. Das Ganze bildete eine Art „Ringelstechen“, ähnlich wie es früher bei den Ritters bei festlichen Gelegenheiten in den Burghöfen aufgeführt wurde. Von dieser Zeit an hieß die Eiche im Volksmunde die „Kosateneneiche“. Als 1830 König Friedrich Wilhelm III. die Herrschaft Erdmannsdorf von den Feldmarschall v. Gneisenauschen Erben erworben hatte, wurde einige Jahre später die sog. „Königsstraße“ angelegt, um eine nähere Verbindung mit Södrich zu bekommen, welches schon mehrere Jahre vorher vom Prinzen Wilhelm, einem Bruder Friedrich Wilhelm III., gekauft worden war, der alljährlich im Sommer mit seiner Familie einige Zeit dort zubrachte. Als später Friedrich Wilhelm IV. fast alljährlich Erdmannsdorf besuchte und wochenlang dort weilte, gingen seine Spaziergänge, die er meist ohne alle Begleitung unternahm, auch bis zu jener Eiche. Es wurde bald eine Bank dort aufgestellt, auf der der König oft lange saß. Jetzt hieß die Eiche fortan die „Königseiche“ und ist bis zum heutigen Tage unter diesem Namen in der dortigen Gegend bekannt geblieben.

Die Egelsbach.

Die nicht weit von dieser Eiche, durch ein herrliches Wiesental fließende Egelsbach, hieß früher allgemein die „Egelsbach“. Erst in neuerer Zeit hat man den Namen in „Eglsbach“ umgebildet. Die Veranlassung dazu mag wohl die verschiedene Schreibweise, „Egelsbach“, „Eglsbach“, „Eichelsbach“, „Elsbach“ und „Yelbach“ gegeben haben; aber in den alten Kaufbriefen von 1500 an bis 1860, teilt die Bezeichnung „Egelsbach“ immer wieder. Dies hat wohl auch einen richtigen Sinn; denn in den Wiesengraben, die auch im heißesten Sommer nicht austrocknen, leben sogenannte „Pferdeegel“ in großer Zahl; unsere Vorfahren hatten also die richtige Benennung schon getroffen, und auch noch heute hört man in Quirl, Erdmannsdorf und Lomniz von den Grundbesitzern nur von einer „Egelsbach“ sprechen.

¹⁾ Zur Lebensgeschichte vergl. Joseph Jungnitz, Professor A. L. Jungnitz. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Band 45 (1911, S. 159–200).

²⁾ Im Besitz der Kgl. Universitätssternwarte Breslau. Ihrem Direktor, Herrn Professor Dr. Wilkens sowie den Herren Dr. Rechenberg und A. Klose ist der Verfasser für das freundliche Entgegenkommen bei der Benutzung des Manuskripts zu besonderem Dank verpflichtet.

³⁾ vergl. die Selbstbiographie: Kauschs Schicksale. Leipzig 1797.

Die herrschaftliche Brauerei und der „Gassentretscham“ in Erdmannsdorf.

Das heutige Johanniter-Krankenhaus war einst das Brauhaus der herrschaftlichen Brauerei in Erdmannsdorf, und dort, wo jetzt links an der Chaussee der Gemüsegarten liegt, stand der sogenannte „Gassentretscham“. In diesem wurde das in der Brauerei hergestellte Bier ausgeschenkt, das wegen seiner Güte in der ganzen Umgegend gerühmt war. Der Brauer, zugleich Gastwirt, hieß Schmidt. Er war von den Barmherzigen Brüdern in Breslau hergekommen, und verstand außer seiner Braukunst auch die franten Zähne sehr gut zu ziehen, weshalb er viel Zuspruch hatte. Er war ein braver, sehr geachteter Mann, ein strenger Katholik, ein großer Eiferer gegen die sich zur damaligen Zeit breitmachende freireligiöse Bewegung und ein unerbittlicher Feind des Predigers Johannes Ronge. Eines Tages kam ein Hausierer in seine Gaststube und bot Pfeifentöpfe aus, auf denen das Contrefort des Johannes Ronge aufgemalt war. Darüber wurde Schmidt derartig erbozt, daß er dem Händler alle diese Pfeifentöpfe abtaufte und sie sämtlich an den gemauerten Ofenfuß warf, wo sie in Stücke gingen. Der Händler kam darauf zum Orts-Schulzen, dem er erzählte, was für ein gutes Geschäft er soeben gemacht, da ihm der Brauer die vielen Pfeifentöpfe abgekauft habe. 1852 wurde das heutige Johanniter-Krankenhaus eingeweiht und der Gassentretscham abgebrochen.

Heinrich Schubert (Schweidnitz): Der Personennamen Baumerl. Dem in Nr. 3 dieses Jahrg. geäußertem Wunsche, die Entstehung und Bedeutung des Personennamens Baumerl zu erfahren, soll durch nachfolgende Zeilen entsprochen werden. In den deutschen Verurteilten fand ich den in Westdeutschland vorkommenden Namen Baumhardt d. i. kräftig, stark wie ein Baum, nämlich im Kampfe, was auch die bekannten Namen Bernhard, Eberhard, Leonhard, Wolfhart (entstellt Wohlfahrt) besagen. Außer jener oberd. Form habe ich auch die niederd. Bo h m h a r d t und daneben Bo h m e r t aufgefunden, und hieraus ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit, daß Baumerl nichts mit Baumgart zu tun hat, sondern durch Zusammenziehung aus Baumhardt entstanden ist. Gleiche Bildungen sind: Gebhardt — Gebert (Geppert), Leonhardt — Lehnert, Degenhardt — Dehnert (Deinert), Eishaut — Eisert, Burghardt — Burtert, Wighardt — Widert und viele andere.

Erüger (Wingendorf b. Lauban): Beobachtungen bei meiner jüngsten Riesengebirgswanderung vom 25. bis 27. Juli. Der Touristenverkehr auf dem Kamme des Riesengebirges war während der letzten Woche sehr groß. Die kühle Witterung eignete sich auch ganz besonders zum Wandern. Auch mehrere Schulen mit ihren Lehrern, darunter eine aus Kolin (Böhmen), durchstreiften unser schönes Gebirge. Auf der Schneetoppe ist auch in diesem Sommer nur die österreichische Baude geöffnet. Sie war in den letzten Tagen immer besetzt. Wer sich nicht schon vorher angemeldet hatte, fand hier am Abend kein Nachtquartier mehr. Daß die am Kamme liegende Riesenbaude und Spindlerbaude von Wanderern ohne Paß nicht betreten werden dürfen, findet allgemeines Befremden, und überall wurde die Frage erörtert, warum gerade von den böhmischen Bauden die Peterbaude die allein bevorzugte ist, die mit Ausweis betreten werden darf. In den österreichischen Bauden gibts noch allerlei Fleischspeisen ohne Abgabe von Marken. Doch sind die Preise gealzen. So kostet ein Schnitzel ohne jede Beilage 6 M. und eine Portion Schweinebraten gar 13,50 M. — Die von der Woffederbaude am Kamme aufgestellte Trindhalle reicht den müden Wanderern auch noch ein Gläschen „Schlagsahne“, allerdings zum Preise von 1,50 M. So kommt es denn auch, daß von den Wanderern mit gepacktem Gelbbeutel die böhmischen Bauden, in denen auch noch ein gutes „Trautenauber Bier“ für 1 M. pro halbes Literglas gereicht wird, gern aufgesucht werden, 2 kleine Stüdchen „sogenannten Kuchens“ auf der Peterbaude kosten 2,50 M.

Der deutsche Gebirgsverein für das Jeschen- und Isergebirge hielt den 11. Juli in Tannwald eine zahlreich besuchte Ortsgruppentagung ab. Der Vertreter der Stadt Tannwald, Stadtrat Schaer, sprach dem Verein für alles, was er zur Erschließung seines weiten Gebietes bisher getan habe, den besten Dank aus. Der Vorsitzende des Hauptvereins, Richter-Reichenberg, erläuterte die Ziele der Gebirgsvereine. Den Ortsgruppen wurde zur Pflicht gemacht, die sofortige Ausbesserung des durch das Isergebirge führenden Weges

Jeschen-Schneetoppe zur Ausführung zu bringen und auch sonst auf die Ausbesserung und Martierung der Wege die größte Sorgfalt zu verwenden. Schriftleiter Reichenberg richtete an die Ortsgruppen das dringende Ersuchen, die Studentenherbergen während der diesjährigen Ferien offen zu halten. Die Herbstzusammenkunft der Ortsgruppen soll in Johannsberg stattfinden.

Dr. Uderstadt (Berlin): Vier Jahre Krieg. Vier Jahre Krieg. Drei harte Worte, ein vollgerüttelt Maß voll Kummer und Sorgen, voll Not und Tod und doch auch gleichzeitig das Kennwort, das stolze Symbol für deutsche Kraft, deutsches Können, deutsche Arbeit, deutsche Einigkeit. — Vier Jahre lang vermochten wir dem feindlichen Ansturm einer Welt nicht nur erfolgreich zu trotzen, nein, wir haben den Sieg über die ganze Welt getragen durch unsere U-Boote und Hilfskreuzer über den Atlantik und den pazifischen Ozean, durch unsere Orient-Armeen und unsere Sieger bis zu den Hängen des Kaukasus. Wenn wir die Bilanz des letzten Kriegsjahres ziehen, können wir wohl sagen, daß es das Schicksal gnädig mit uns gemeint hat. Wir haben unsere östlichen Gegner sämtlich bezwungen — mag es auch noch immer unruhig in den Gebieten des einstigen Zarenreiches sein — es ist nichts als das ohnmächtige Zähneknirschen des restlos niedergelassenen Gegners. Es ist und bleibt eine unumstößliche Tatsache, daß Rußland in absehbarer Zeit als Gegner nicht mehr in Betracht kommt — nur eine feierliche Arbeit bleibt uns im Osten, der wirtschaftliche Aufschluß des Landes — und auch diese Aufgabe werden wir lösen, wenngleich erst in geraumer Zeit! haben wir schon im Osten den Grundstein zu unserem zukünftigen Weltwirtschaftsverkehr gelegt, so ist unser Vordringen in Norditalien unter dem gleichen Gesichtswinkel zu betrachten. An der Adria haben wir umso mehr, als auch das östliche Adria-Ufer, Albanien, unter dem Einflusse der Mittelmächte steht, eine südeuropäische Basis für unseren übersee-Verkehr gewonnen, genau wie wir in Belgien einen erweiterten Ausgangspunkt für die nördlichen Linien unserer Reedereien errungen haben, die nach dem Kriege genau so Vorbildliches leisten werden wie vor dem Kriege! Zum ersten Male seit den untergegangenen August- und Septembertagen 1914 hat uns das 4. Kriegsjahr auch im Westen wieder durch Geländegewinne meßbare gewaltige Waffenerfolge gebracht, und daß die Erfolge in der Richtung auf den Endsieg zu einer Zeit ausgebaut werden, in der wir das mit dem geringsten Opfer tun können, ist sicher, genau so sicher, wie Hindenburg seinem Volke nichts Unwahres verspricht! In unserer Tätigkeit, die über die Grenzen des Vaterlandes herausragt, stehen wir auch am Schlusse des 4. Kriegsjahres wieder unerreicht da. Da gibt es nichts zu trüben! Weil nun aber der Mensch einmal unvermeidlich spötteln muß, einen Ambos für den Hammer seiner Unzufriedenheit haben muß, so haben wir uns dazu unsere innere wirtschaftliche Organisation ausgesucht — sehr mit Unrecht. Erwägen wir doch einmal, wie sehr sich die Weltkonjunktur verschlechtert hat! Die ganze Welt steht unter dem Zeichen der Rohstoffknappheit, weil überall die Erzeugung nachgelassen hat, und unsere Nachbarländer, die uns bisweilen noch mit dem einen oder anderen aushelfen konnten, leiden ja selber Not und Hunger. Wenn wir trotzdem immer noch mit dem Nötigsten versorgt werden, so ist das immerhin ein glänzendes Zeugnis für unsere Organisation. Gewiß, knapp geht's zu, aber Kriegsjahre sind keine Luxusjahre, und mühen wir uns nicht schämen, wenn wir hier in Bequemlichkeit und Überfluß schwelgen wollten, während unsere Volksverwandten draußen Entbehrungen und die höchsten Anstrengungen erleiden!? Zweifellos hat unsere Eigenwirtschaft in dem letzten Kriegsjahr ungeheure Fortschritte gemacht und wenn wir jetzt sogar Aussicht haben, die Rohstoffe für unsere Befriedigung, in deren Bezug wir bislang völlig vom Auslande abhängig waren, im eigenen Lande zu gewinnen, so können wir getrost sagen, daß wir auch auf unsere wirtschaftlichen Kriegserfolge stolz sein können. Dieser Rohstoff ist bislang die Brennstoffe, doch wird man an die Verarbeitung zahlreicher anderer gehen, z. B. des Ginsters, des Schilfs, des Strohens u. a. m. — Daß der wirtschaftliche Zwang, unter dem wir alle leben, allmählich abgebaut wird, wenn es eben möglich ist, daß die Regierung selbst auf die Dauer nicht die Ausschaltung der freien Einzelbetätigung wünscht, zeigt diese Rohstoffbewirtschaftung der einheimischen Textilfabriken. Dieser ist zwar der Wesselanbau G. m. b. H. übertragen worden, doch ist diese auf die Mitarbeit des ganzen Volkes (Sammeln von Brennstoffen) angewiesen

und hat ausdrückliche Weisung, ein selbständiges Unternehmen heranzubilden! Wenn sich also auf einem Gebiete sogar, in dem die Beteiligten den meisten Grund zu haben glaubten, trübe in die Zukunft zu blicken, die Keime zu einer fröhlichen Entwicklung zeigen, so haben wir alle Anlaß, auf ein segensreiches Friedens-Arbeiten zu hoffen! Diese Hoffnung bald zur Wahrheit zu machen, können wir tätig mitwirken! Bald, in wenigen Wochen, wird ja die große wirtschaftliche Herbstoffensive einsetzen, die 9. Kriegsanleihe! Der Zeichnungsschein ist die Handgranate, die wir Kämpfer hinter der Front losschleudern, um uns die Möglichkeit der segensreichen Friedensarbeit zu schaffen. — Die Kriegsanleihen im 4. Kriegsjahre haben jedesmal den schönsten Erfolg gehabt und jedes Mal sind ihnen die Waffen-Erfolge auf dem Fuße gefolgt — im 5. Kriegsjahre soll es nicht anders sein!

Zum Brande der Neuen Iserbaude. Die Baude ist vor etwa acht Jahren auf dem Iserlamme an der alten Straße, die von Hainsberg nach Groß-Iser führt, erbaut worden. Sie lag an den Hauptwegen nach der Tafelsichte und dem Heufuder und war in allen Touristentreisen wohlbekannt. Auch als Winterportplatz hatte sie eine größere Bedeutung erlangt. Es war ein recht stattlicher Bau, der auch im Innern auf das Beste, der Neuzeit entsprechend eingerichtet war. Der Wirt Kittelmann war im Kriege gefallen; seine Witwe führte die Wirtschaft weiter. Zurzeit war die Baude schon vollständig mit Sommergästen besetzt. Am Donnerstag vormittag gegen 10½ Uhr stürzten die im ersten Stock wohnenden Sommerfrischler mit dem Rufe „Feuer!“ in die unteren Räume. Das Feuer verbreitete sich bei der großen Dürre und dem herrschenden Sturme über das im oberen Teile größtenteils aus Sackwerk bestehende Gebäude mit einer rasenden Schnelligkeit. Bald stand das ganze Haus in Flammen. Aus dem Innern des Hauses konnte nur sehr wenig gerettet werden; nur von den Betten wurde ein Teil noch rechtzeitig herausgebracht. Sogar von den Sachen der Sommergäste ist, nach einer uns zugehenden Meldung, ein Teil verbrannt. Die Löschhilfe war durch den Mangel an Wasser und Mannschaften sehr erschwert. Bald standen von dem schönen und stattlichen Gebäude nur noch die massiven Umfassungsmauern und die beiden Schornsteine. Eine große Gefahr bestand noch für den umliegenden Wald, doch kam dieser zum Glück nicht zum Brennen. Durch das Feuer wurde auch die Telefonleitung nach Groß-Iser zerstört, so daß zunächst keine telephonischen Nachrichten über den Brand eingeholt werden konnten. Der angerichtete Schaden ist sehr groß, ist doch auch die ganze wertvolle Inneneinrichtung ein Raub der Flammen geworden. — Die Entstehungsursache des Feuers ist nicht genau festgestellt; nach Lage der Sache erscheint es aber nicht ausgeschlossen, daß es durch den Schornstein verursacht worden ist.

Der kleine Teich in Gefahr?

Eine Veröffentlichung des Hauptvorstandes in der letzten Nummer des „Wanderer“ suchte die Beunruhigung zu beschwichtigen, die durch die Ausbietung der Baude am Kleinen Teich und des dazu gehörigen Geländes entstanden war. Auch weitere Stimmen in den Zeitungen, besonders in der Schlesischen, behandelten die Angelegenheit, und so erfuhr man durch den geschäftlichen Vertreter des Besitzers, daß beim Verkauf daran gedacht worden war, es würde an Stelle der Teichbaude ein großes Gasthaus, wie die Teichmannbaude, oder die Villa eines wohlhabenden Naturfreundes, oder eine ganze Häuserkolonie entstehen. Als Kaufpreis nannte man allgemein die Summe von 150 000 M. — In den Kreisen des R.-G.-V. aber behauptete sich die Ansicht, daß eine solche Neubarmachung des Geländes vom Übel wäre und daß seine Unberührtheit für die Zukunft am besten gewährleistet würde, wenn die gräfliche Herrschaft sich diesen rings von ihr eingeschlossenen Besitz aneignete. Andere Freunde des Gebirges in Breslau dachten sogar daran, zum Erwerb des vor jeder Spekulation zu schützenden Grundstücks eine Genossenschaft m. b. H. zu gründen. Zu der ganzen Frage hat dann zuletzt noch einmal, um die Gemüter zu beruhigen, Dr. Baer in der Schlesischen Zeitung das Wort ergriffen:

Noch einmal die Teichbaude.

Herr Justizrat Woas in Schmiedeberg hat sich durch meine Ausführungen über den beabsichtigten Verkauf der Teichbaude und des zugehörigen Geländes (Nr. 373 d. Ztg.) veranlaßt gesehen, einige meiner Bemerkungen, die die juristische Seite des Handels betreffen, zu bestreiten. Auf dieses Gebiet

kann ich dem Herrn Justizrat nicht folgen, da ich über die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen und ihre Auslegung als Nichtfachmann herzlich wenig Bescheid weiß, aber ich will nicht verschweigen, daß diese Bemerkungen von zwei recht fachkundigen Juristen vor ihrer Veröffentlichung geprüft und gebilligt worden sind. Wer meine Stellung zum Riesengebirge, wäre es auch nur aus meinen Beiträgen zur Schlesischen Zeitung seit länger als 40 Jahren, verfolgt hat, weiß, daß ich nur als Kenner und Freund unserer Berglandschaft mich für befugt halten konnte, durch eine öffentliche Besprechung der Angelegenheit die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Und es gereicht mir nun zur Genugtuung, daß durch die von mir hervorgerufenen Erklärungen des Herrn Justizrats Woas, den ich ebenfalls für einen Freund und Kenner des Riesengebirges stets gehalten habe, die Welt erfahren hat, welche Gedanken über die Zukunft des Teichgeländes bei dem beabsichtigten Verkauf dem jetzigen Besitzer und seinem Rechtsbeistand vorschweben. Jedenfalls liegt die Vermutung nahe, daß diesen Gedanken auch der Kaufpreis angepaßt werden soll. Denn es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich ein Grundstück als Obland oder als kümmerliche Wiese oder als Bauland für eine Villa, einen Luxusgasthof, vielleicht gar eine ganze Kolonie von Wohnhäusern zum Verkauf stelle. Wenn Herr Woas und sein Auftraggeber solche großartige Zukunftspläne für den kleinen Teich im Auge haben, so ist ganz klar, daß die gräfliche Herrschaft einen dementsprechenden Preis niemals zahlen würde, da ihr ähnliche Neuberechnung des Geländes nicht in den Sinn kommen könnte. Sie würde es ja nur kaufen, um alle Störungen, welche fremder Besitz mitten in ihrem Jagstgebiet mit sich bringt, los zu sein, aber nicht, um einen nennenswerten Ertrag herauszuholen. Somit wird es höchst wahrscheinlich, daß der Zuschlag nur an einen Käufer erfolgen kann, der weitsehende Baupläne in Aussicht nimmt und also den Charakter des Teichgeländes, dessen Eigenart ich in meinem früheren Aufsatz zu schildern versucht habe, vollständig verändert. Verändert, — das bestreitet auch Herr Justizrat Woas nicht, aber er meint, „ein geschmackvolles Heim für einen wohlhabenden Naturliebhaber“ oder „ein vornehmer Gasthof in der Aufmachung der Teichmannbaude“ würde das Bild der Landschaft in keiner Weise beeinträchtigen, ja es vielleicht noch heben. Und hier ist der Punkt, wo ich mit Herrn Justizrat Woas mich niemals einigen werde. Es gibt auch in unserem Hochgebirge Örtlichkeiten, die geradezu nach einer menschlichen Besiedlung größeren Stils Verlangen erwecken, aussichtsreiche Stellen, nicht gerade auf den Gipfeln der Kuppen, sondern an ihren Abhängen. Kaum jemand wird heute noch behaupten, daß das machtvolle, burgenartige Gebäude über dem Grat der Schneegruben am Abhange des hohen Rades oder die einem Schweizerhaus ähnliche Prinz-Heinrich-Baude am oberen Rande des Großen Teiches das Landschaftsbild störte, aber es gibt auch andererseits Bezirke, wo die Einsamkeit ihren Sitz aufgeschlagen hat, die unberührt bleiben sollten von der menschlichen Kultur, und zu diesen gehört unstreitig die Nische des Kleinen Teiches. Hier, wo der Bewohner von der Welt abgesperrt, nur immer denselben engen Felsenkegel vor Augen hat, wo die Sonne nur im Hochsommer zur Mittagszeit hereinblickt, wo der Frühling spät beginnt und der Herbst zeitig, wo im Winter die Lawinen herabdommern, das Eis des Teiches sprengen und jedem Menschenwert Vernichtung drohen, hier ist höchstens Platz für eine Hütte oder eine Kapelle, wo ein weltflüchtiger Einsiedler den Kampf mit der rauhen Natur als asketische Buße auf sich nimmt, hier ist kein Raum für das Wohnhaus eines wohlhabenden Kriegsgewinners mit seinem Drum und Dran, oder ein Luxusgasthaus mit Automobilen und Bierwagen, oder gar für eine ganze Kolonie von Sommerfrischlern, die ihre Seelen in der Gebirgsluft gesund baden wollen. „Aber“, meint Herr Justizrat Woas, „es ist doch schon eine Ansiedelung, eben die Teichbaude da“; und der Leser ergänzt dazu, „folglich können auch mehrere vorhanden sein, ohne das Landschaftsbild zu beeinträchtigen“. Eine solche Folgerung wäre falsch. Ich möchte behaupten, gerade dieses einzige kleine, wie der Granit ringsum graue Häuschen, erhöht noch den erhabenen Eindruck der Einsamkeit in diesem Felsenkegel und gibt dem Betrachter einen willkommenen Maßstab für die Größe der machtvollen Umgebung. — Von der Geschichte der Teichbaude wissen wir merkwürdig wenig. Sie soll nach einer Bemerkung Regells im „Wanderer“ schon kurze Zeit nach Errichtung der alten Hampelbaude, also im 17. Jahrhundert, erbaut worden sein, aber sie hat bis ins

19. Jahrhundert an einer anderen Stelle gestanden, wie aus alten Abbildungen hervorgeht. Beweisend hierfür ist eine Darstellung des Schmiedebergers Radierers Friedr. Aug. Tittel aus einem im Jahre 1821 erschienenen Bildwerke „Wanderung im Riesengebirge“, wo die Baude mit einem Nebenhäuschen bedeutend höher, nördlicher und weiter entfernt vom Teich-Rande steht als heute. Und noch deutlicher ist dieser selbe veränderte Standpunkt der Baude ersichtlich auf einem Bilde von Ludwig Richter, das er zu dem Herloßsohnschen, bei Wiegand etwa 1830 erschienenen Buche beigezeichnet hat. Von einer zuverlässigen Frau, deren Leben mit der Teichbaude in sehr innigen Beziehungen stand, habe ich über die kleine Siedelung Solgendes in Erfahrung gebracht: Herr Kommerzienrat Richter in Arnsdorf hat die Baude samt 26 Stück Rindvieh etwa im Jahre 1891 für 4000 Taler von dem damaligen Besitzer Karl Häring erworben, im Dachgeschoß zwei Zimmer ausgebaut und mit Hausrat ausgestattet, auch das niedliche Glöckentürmchen als Dachreiter auf den First gesetzt. Bald darauf hat er auch den sog. Reitweg, etwa 1,5 Meter breit, auf eigene Kosten angelegt. Karl Häring ist im Jahre 1897 im Alter von 70 Jahren gestorben. Es wurden ihm in seiner Baude elf Kinder, drei Knaben und acht Mädchen, geboren bei denen er keinen Todesfall zu beklagen hatte. Er ist im Jahre 1827 in Spindelmühl geboren und wurde von seinem Vater, der jedenfalls damals schon Besitzer der Teichbaude war, als vierjähriger Knabe übers Gebirge an den Kleinen Teich auf dem Rücken getragen. — Die alte Baude soll nicht, wie man sagte, durch eine Lawine vernichtet worden sein, denn gegen solche Gefahr war sie wohl durch einen Moränenhügel geschützt, sondern nach meiner Quelle wurde sie von Karl Häring ums Jahr 1872 niedergefallen, weil das alte Holz, aus dem sie bestand, gänzlich verfault war. Die neue, also jetzige Baude, ist dann etwas weiter südlich und näher am Teich — 40 Meter von seinem Ufer — erbaut worden. Der Kleine Teich, 3,14,30 Hektar groß, ist Eigentum der Schaffgotsch'schen Herrschaft. Das zur Baude gehörige Gelände, ein im Durchschnitt 80 Meter breiter Wiesenstreifen, umklammert das östliche und südliche Ufer des Bergsees und hat einen Flächeninhalt von 4,24,40 Hektar. Wie dieser Besitz sich einst aus dem großen herrschaftlichen Gebiet herausgelöst hat, darüber könnten nur die Forstarchive Auskunft geben. Auf M. Martin Helwigs schön verzierter „Ersten Land-Charte vom Herzogthum Schlesien“ aus dem 17. Jahrhundert ist gerade dort, wo wir den Kleinen Teich suchen mußten, die schwarze, gehörnte Gestalt des „Rübenzahn“ eingezeichnet, als wäre er zum Schutze gerade dieser Stelle be-rufen. Es wäre erfreulich, wenn der Berggeist sein ureigenstes Gebiet erfolgreich gegen alle Angriffe verteidigte. Dr. Baer.

W. Kassner (Clucy-le-Château): Der weite Weg.

Ihr, die Ihr um die Abendstille sitzt,
Ihr alle, die Ihr friedlich seid zu Haus;
Ihr wißt es niemals, wie unendlich weit
Der Weg zu Euch ist von dem Felde aus. —
Das mißt sich nicht in Kilometern ab,
Das gibt sich nicht in Reisetagen an;
Das ist so weit, wie keiner unter Euch
Sich jemals auch entfernt nur denken kann.
Ihr fühlt es nie, wie zwischen Euch und uns
Ein Weltenstück liegt, das Ihr niemals fahrt;
Hier liebt man anders, wie man daheim geliebt,
Hier haßt man anders, als man dorten haßt. —
Was Euch, weiß Gott, wie groß und wichtig scheint,
Das ist für uns zu winzig, um zu sein;
Hier gehts um Letzte, und um das zu seh'n,
Ist das Erleben dorten viel zu klein —
Das ist's, was uns so oft hier draußen quält
Das schlägt bei uns die weh'igsten Saiten an,
Daß auch die bestgemeinte Liebe nie
Mit uns das Leben seelisch teilen kann. —

Rich. Senff, (Potsdam): Die Harzgewinnung unter dem Einfluß des Krieges. Unsere Harz verbrauchenden Industrien, zu denen die Maitions-, Papier-, Seifen-, Lack- und Farben-, Dachpappen-, Schuhcreme-, Harzleim- und Harzöl- sowie sämtliche Harzproduktfabriken gehören, sind dadurch, daß unsere Feinde weitere Importe aus dem Ausland so gut wie unmöglich machen, in eine Lage versetzt worden, die in den meisten Gegenden Deutschlands bisher gesehlich verbotene Harzung der Kiefer zu gestatten, zur unbedingten Notwendigkeit machte. — Der Reichszentraler betraute deshalb

bereits am 29. Oktober 1915 durch einen Erlass den Kriegsaus-schuh für pflanzliche und tierische Oele und Sette damit, die Harzgewinnung in Deutschland und in den okkupierten Gebieten zu betreiben, um die dringendsten Bedürfnisse der notleidenden Industrien befriedigen zu können. Die Heeresverwaltung stellte im Hinblick auf den hierdurch zu erwartenden Erfolg größere auf Stapel genommene Mengen Harz, das für spätere Zeiten vorbehalten war, der Industrie zur Verfügung, um ihr über die Zeit bis zum Sommer 1916 hinweg zu helfen. Das Harz rührt also, wie gesagt, von der Kiefer her, die es führt. Das Harz entquillt den Harzgängen in Holz, Rinde und Nadeln. Die Harzgänge sind dünnwandige Röhren. Der Querschnitt einer zehnjährigen Sichte zeigt 800, der eines ausgewachsenen Baumes in mittlerer Stammhöhe 44 000 Kanäle. Doch sind sie streng gefordert, nur die Gänge desselben Jahrestingens stehen untereinander in Verbindung. Die Kanäle der Rinde und die des Holzes berühren sich nirgends. Die Harzgänge sind mit unverholzten, prallen Zellen umgeben, und in den Nadeln werden sie von festen Fasern begleitet. Auf dem Strang dünnwandiger Säferzellen beruht zum guten Teil die Steifheit der Nadeln. Die Harzgänge verlaufen senkrecht, eine zweite Abteilung derselben aber wagerecht. Im Harz besitzt der Baum ein Heilmittel für Wunden, die ihm eventl. zugefügt werden. Das Harz ist aber auch ein Schutzmittel gegen Tierfraß. Die gewerbliche Nutzung des Harzes ergibt Terpentin, Terpentinöl, Harz, Pech, Geigenharz oder Kolophonium und Ruß. Terpentin ist ein honigartiger Balsam von fräftigem Geruch und bitterlichem, trahendem Geschmack. Er bildet einen wesentlichen Bestandteil von Salben, Pflastern und Kiegeleim. Terpentinöl ist farblos und dünnflüssig. Mit ihm werden aus Kleibern Gede entfernt und Firnis, Lack, Kitt, Fußbodenwachs, Glasfen- und Siegellack hergestellt. Harz hängt in trocknen Perlen und Klumpen an den Stämmen der Kiefer. Es ersetzt den echten Weibrauch und liefert mit Setten vermischt, den Harzleim, womit in Papierfabriken das Papier geleimt wird. Mit Pech werden Bierfässer ausgepicht. Mit Kolophonium bestreicht der Geiger den Geigenbogen; mit Pech fertigt der Chemiker trockne Maschinenschmiere; der Schauspieler benutzt es als Blitzpulver und der Photograph beim Reproduktionsverfahren. Ruß wird bei der Sabrifation von Wachs und Glanzleder, von Stiefelwachs und schwarzen Lack verarbeitet. Mit Leinölstrich vermischt liefert er schon seit Gutenberg's Zeiten die Buchdruckerschwärze. Auf welchem Wege werden nun diese Erzeugnisse der Harzung gewonnen? Terpentin quillt aus verletzten Kiefern hervor. Es ist eine natürliche Ausscheidung der Kiefer. An der Luft erhärtet es, indem es ätherisches Öl abgibt und Sauerstoff aufnimmt. Erstarrtes Terpentin heißt Harz. Während Terpentin fräftig duftet, ist Harz fast geruchlos. Der Duft beruht auf einem ätherischen Öl. Das Harz birgt weniger ätherisches Öl in sich als der Terpentin. Pech entsteht, wenn Harz mit Wasser gekocht und darnach abgedampft wird. Pech ist der Rückstand von Harz, das mit Wasser gesotten worden ist, mit anderen Worten ausgedrückt. Wird Terpentin destilliert, so ergibt sich als Rückstand Kolophonium, und als Destillat Terpentinöl. Die Abfälle der Harznutzung, insbesondere harzreiche Holzstücke werden in Kienrußhütten geschwelt, also unter beschränktem Luftzutritt verbrannt. Aus dem dicken Rauch setzt sich der Ruß ab. Ruß ist Kohlenstoff, der sich bei unvollkommenen Ver-trennung fein zerteilt hat. Alle Nadelhölzer werden auf Terpentin ausgebeutet. Terpentin wird vorzugsweise in Europa und Nordamerika gewonnen. Am zweckmäßigsten wird die Harzung in den Dünenlandschaften Südfrankreichs betrieben. Die Kiefern werden im Alter von 20 bis 40 Jahren einseitig angeschnitten. Der Ausschnitt liegt einige Zentimeter über dem Boden, ist ein paar Finger breit, geht der Länge nach und reicht bis ins junge Holz. Nach etlichen Tagen wird die Lacht oben verlängert und zwar so oft, bis die Wunde 50 bis 80 Zentimeter hoch ist. Der Terpentin, der aus den frischen Schnittflächen hervorquillt, wird in beweglichen Tongefäßen aufgefangen. Damit die atmosphärischen Niederschläge ihn nicht trüben und die Sonnenstrahlen das Öl nicht verdampfen, werden die Töpfe mit Brettern überdeckt. Aller zwei Wochen werden die Tongefäße entleert. Im nächsten Jahr nimmt der Harzer die gegenüberliegenden Seiten in Anspruch. Jeder Baum wird 20—40 Jahre hindurch ausgenutzt. Ein starker Stamm liefert jährlich etwa 4 l. So werden in Südfrankreich jährlich 20 Millionen kg Terpentinöl und 60 Millionen kg andere Harzprodukte erzeugt. — Die Sichte

oder Tanne gibt im Jahr nur 1 l Terpentin. Die Waldkiefer enthält in 1 cbm Splintholz 22, die Lärche 18, die Fichte 9, die Tanne 3 l Terpentin. Wollte der Pecher das Harz schonnungslos abzapsen, so würde der Baum in 4 bis 5 Jahren an Erschöpfung zugrunde gehen; denn der Baum wird dadurch dermaßen zur Neubildung an Harz gereizt, daß er dazu mehr Material hingibt, als seinem Allgemeinbestande zuträglich ist. (Die Tatsache ist auch ein Beweis dafür, daß das Harz nicht, wie früher angenommen wurde, ein Nebenprodukt des Stoffwechsels ist.) In Niederösterreich blüht die Harzung besonders in der Umgebung von Mödling, Baden und Guttensein. Niederösterreich liefert jährlich 50 000 Meterzentner Rohharz. Darin stecken 15% Terpentinol, 48% Kolophonium und 14% Brauerpech. Die Fichte wird trotz ihrer weiten Verbreitung selten geharzt. Die große Verschiedenheit der Art des Harzens ist begründet in der Eigentümlichkeit, die im Wesen jeder Nadelholzart liegt. Jede Baumart lagert den Terpentin an einem anderen Punkte ab. Ehedem ist die Harzung auch in Deutschland einmal zu Hause gewesen, dann traten die Forstleute dem Treiben entgegen, weil die Harzer die Stämme entwerten, die mit dem Harzgehalt die Güte einbüßen, und zweitens öffnen sie dem Ungeziefer, den Keimkörnern der Pilze und dem Wasser die Pforten zum Holz. In geharzten Beständen sinkt die Ausbeute an Nutzholz von 70 auf 30 % herab. Aus diesen Gründen war in den meisten Gegenden Deutschlands, wie schon gesagt, die Harzung bisher gesetzlich verboten. Dem Kriegsausbruch ist es nun nach mehrmonatlichen gründlichen Vorarbeiten und Versuchen, statistischen Feststellungen und Untersuchungen der östlichen Okkupationsgebiete gelungen, sowohl die Bundesregierungen wie auch die Verwaltungen in den okkupierten Gebieten zu veranlassen, große Bestände über 80 jährige, also in den nächsten Jahren schlagbarer Kiefernwaldungen für die Harzgewinnung freizustellen. Bei den Versuchen waren sowohl das französische Becherverfahren, wie das amerikanische und das von Österreich geübte Verfahren angewandt worden; die Versuche erstreckten sich auch auf ein von Forstmeister Dr. Busse angewandtes Bohrverfahren. Auf Grund der Erfahrungen kam nunmehr das sogenannte Grandelverfahren (Einen Fuß überm Boden wird eine Höhlung, die reichlich die Hälfte der Stammbreite einnimmt, kunstvoll eingestemmt. Dieses Grandel hat die Aufgabe, den ausfließenden Terpentin aufzunehmen. Auch hier wird die Wunde von Zeit zu Zeit verlängert.) und das Bohrverfahren empfohlen werden. Der Kriegsausbruch hat, wie er veröffentlicht, bezüglich der Beschaffung der Werkzeuge Abschlüsse mit leistungsfähigen Firmen vorgenommen, die ihn in die Lage versetzen, die Instrumente zu billigsten Einstandspreisen abzugeben. Um die rationelle Gewinnung von Kiefernharz zu ermöglichen, ist für Forstbeamte in der Oberförsterei Kloster Chorin (b. Eberswalde) ein Lehrtursus eröffnet, außerdem ist an alle Waldbesitzer ein Merkblatt herausgegeben worden, das die einfachsten und besten Methoden der Harzgewinnung enthält. Zur Harzausbeute eignen sich nur Kiefern im Mindestalter von etwa 80 Jahren. Die dem Baum zugefügte Wunde muß alle drei bis vier Tage wieder aufgefrischt werden, um so einen dauernden Harzfluß zu erzielen. Das beste gewonnene Harz ist das Balsamharz, das weniger gute das Scharharz. Das erstere wird mit 75 M. das letztere mit 50 M. pro Zentner bezahlt. Abgesehen von den Privatindustrien braucht der Kriegsausbruch allein 250 000 Doppelzentner im Jahre. Erwähnt sei zum Schluß noch, daß außer dem natürlichen Harz neuerdings auch künstliches Harz hergestellt wird.

Wieder ist es die deutsche chemische Wissenschaft, der diese Herstellung aus den Destillationsprodukten der Kohle zu verdanken ist. Das Kunstharz hat dieselben Eigenschaften wie das natürliche. Es wird aus Phenol und Formaldehyd nach verschiedenen Verfahren gewonnen, löst sich in Alkohol, Terpentin und Ölen auf und eignet sich daher vorzüglich zum Lacken und Firnissen und zur Verwendung mit andern Farben. Mit Kunstharzen hergestelltes Anstrichmaterial eignet sich im hohen Maße zum Überstreichen von Holz und Metallen, da es einen reinen glänzenden Überzug liefert, der fest und fast unzerstörbar ist. Selbst Eintauchen in kochendes Wasser nimmt ihm nichts von Glätte und Glanz. Man stellt neuerdings außer den Phenolharzen auch große Mengen von Karamonharze her, die durch Einwirkung von Schwefelsäure auf Rohbenzole erzeugt werden. Sie sind gelb, oder braun von Farbe und in Benzin, Terpentin und Leinöl leicht löslich und finden ebenfalls in der Farbenindustrie gute Verwendung. So macht uns der Krieg in bezug auf wichtige Rohstoffe für deren Lieferung früher jährlich viele Millionen an das Ausland gezahlt wurden, immer mehr frei von diesem. Diese Unabhängigkeit aber wird ein großer, dauernder Gewinn für das Vaterland sein.

Lissel, Landgerichtsrat (Ober-Lessen): Anfrage. Das in den niederschlesischen Haidegegenden häufig vorkommende ledum palustre L. wird dort vielfach als „Säugrenze“ bezeichnet. Wer vermag Ursprung und Bedeutung dieser Bezeichnung anzugeben?

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlicher Schriftleiter: Geh. Studienrat Dr. Rosenberg in Hirschberg.

Für den nachfolgenden Anzeigenteil verantwortlich: Max Beier in Hirschberg.

Anzeigenteil.

Anzeigen

für die nächste Ausgabe des Wanderer erbitten wir bis zum

12. September

General-Anzeiger f. d. R.,
Hirschberg i. Schl.

Radfahrer endlich erreicht!

Die beste und billigste Federbereifung ist mein Militärreifen, bestehend aus einzelnen Federn. Keine Erschütterung und Beschädigung der Räder mehr. Preis per Garn, M. 35.—. Ebenfalls Spiralfederreifen Perfekt Preis per Paar M. 15.— Verpackung M. 1.— gegen Nachnahme. Mitteld. Federfabrik. Halle a. S. 75 b. Schließbach 22. (8)

Wanderer — Touristen!

Sammelt Brennesseln oder weist wenigstens die von Euch auf Euren Wanderungen vorgefundenen wilden Brennessel-Bestände den Vertrauensleuten der Nessel-Anbau-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 8, nach

Sammelt Ihr selbst, so werden Euch vergütet?

für 100 kg trockener Stengel Mk. 28.—
für 50 kg trockener Blätter Mk. 10.—
für 1/2 kg trockenen Samens Mk. 10.—

Ablieferung des Trockenmaterials erfolgt an die Vertrauensleute der Nessel-Anbau-Gesellschaft m. b. H., die bei dieser, Berlin W 8 Krausenstraße 17/18 oder bei den Gemeindeverwaltungsbehörden zu erfragen sind.

Bettwäsche	Landeshuter Leinen- u. Gebildweberei: Größtes Spezialhaus der Welt für Leinen u. Wäsche				Herrenwäsche
Tischwäsche	F. V. Grünfeld				Krawatten
Hauswäsche					Berlin W 8, Leipziger Straße 20—22
Küchenwäsche	Leinen u. Wäsche jeder Art :: Braut-Ausstattungen in jeder Preislage				Gardinen
Leibwäsche	Eigene mech. und Handweberei	Mehr als 2000 un-mittelbar beschäftigte Angestellte, Fabrik- und Heimarbeiter.	Postfreier Versand von 20 M. an.	Das Säumen und Sticken der Wäsche wird zu billigsten Preisen übernommen.	Vorhänge
Trikotagen	Näh- u. Stick-Werkstätten	Umfangreiche Hausbeschäftigung.	Proben von allen Artikeln zu Diensten.		Schlafdecken
Handarbeiten	Bitte verlangen Sie die Hauptpreisliste Nr. 56 M (mit 2500 Abbildungen). Besichtigung meines Betriebes in Landeshut i. Schl. gern gestattet.				Reisedecken
Taschentücher	Brautausstattungs-Preisliste Nr. 34 G.				Bettdecken
Morgenröcke					Steppdecken
Morgenjacken					Bettstellen
Blusen					Leinen- und Baumwollstoffe
Unterröcke					